DE GRUYTER

Günter Saße

AUSWANDERN IN DIE MODERNE

TRADITION UND INNOVATION IN GOETHES ROMAN ›WILHELM MEISTERS WANDERJAHRE‹

FRIAS
FREIBURG INSTITUTE FOR ADVANCED STUDIES
ALBERT-LUDWIGS-UNIVERSITÄT FREIBURG

LINGUAE & LITTERAE

DE G

Günter Saße
Auswandern in die Moderne

linguae & litterae 1

linguae & litterae

Publications of the School of Language & Literature
Freiburg Institute for Advanced Studies

Edited by
Peter Auer · Gesa von Essen · Werner Frick

Editorial Board
Michel Espagne (Paris) · Marino Freschi (Rom)
Erika Greber (Erlangen) · Ekkehard König (Berlin)
Per Linell (Linköping) · Angelika Linke (Zürich)
Christine Maillard (Strasbourg) · Pieter Muysken (Nijmegen)
Wolfgang Raible (Freiburg)

Editorial Assistant
Aniela Knoblich

1

De Gruyter

Günter Saße

Auswandern in die Moderne

Tradition und Innovation
in Goethes Roman *Wilhelm Meisters Wanderjahre*

De Gruyter

ISBN 978-3-11-022553-2
e-ISBN 978-3-11-022554-9
ISSN 1869-7054

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© 2010 Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, Berlin/New York

Druck: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen
∞ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

www.degruyter.com

Inhaltsverzeichnis

I. Einleitung 1

1. Zur Genese des *Wilhelm Meister*-Komplexes 1
2. Die Modernisierungsproblematik in *Faust II* und *Wilhelm Meisters Wanderjahre* 8
3. »Eine Arbeit wie diese, die sich selbst als collectiv ankündiget«: Zum narrativen Organisationsprinzip der *Wanderjahre* 16
4. »Daß jeder sich zueigne was ihm gemäß ist«: Die von den *Wanderjahren* geforderte Rezeptionshaltung . . . 24

II. Joseph der Zweite: Inszenierte Tradition als Zuflucht vor der Moderne 28

1. Enttäuschte Erwartungen 28
2. Das Leben Josephs als *imitatio* 30
3. Das ironische Arrangement des Redaktors 36
4. Wilhelm Meisters »Abschied aus der Familie« 41

III. Von der Bildung zur Ausbildung: Die Pädagogische Provinz 50

1. Die Ehrfurchtslehre als Sinnsurrogat 50
2. Kunst als Medium sozialer Integration 66
3. Die Unterordnung der theoretischen Erkenntnis unter das praktische Wissen 80

IV. »Die Sehnsucht verschwindet im Tun und Wirken«: Wilhelm Meisters Reise an den Lago Maggiore 90

1. Die Überwindung der Sehnsucht durch ihre ästhetische Transformation 90
2. Zum Erzählverfahren der Lago Maggiore-Episode 103

V. Vom schönen Körper zum nützlichen Muskelpräparat: Wilhelm Meisters Weg zum Beruf des Wundarztes 113

1. Wilhelms Meisters Pubertätstrauma als Motivation seiner Berufswahl 113
2. Die Überführung der bildenden Kunst in die plastische Anatomie 125

VI. Die funktionale Integration des ›Esoterischen‹ in das ›Exoterische‹: Die ambivalente Figur der Makarie . . 139

1. Makarie als hermeneutisches Problem 139
2. Die kosmologische Konzeption der Makarie-Figur 149
3. Makarie als Psycho- und Sozialtherapeutin 154

VII. Die »Verflechtung des streng-trocknen Technischen mit ästhetisch-sentimentalen Ereignissen«: Lenardos Überwindung emotionaler Verstrickungen durch planende Vernunft 159

1. Lenardos traumatisches Erlebnis mit dem »nußbraunen Mädchen« 159
2. *Lenardos Tagebuch* als Fortsetzung der Novelle 168
3. Die Ästhetisierung der Lebensform der Spinner und Weber als ›Entschuldungsstrategie‹ Lenardos 176
4. Das »überhand nehmende Maschinenwesen« als Dementi des schönen Scheins 188

VIII. »Etwas muß getan sein in jedem Moment«: Der funktionale Mensch im amerikanischen und europäischen Siedlungsprojekt 199

1. Mobilität als Signum der Moderne: Lenardos Auswanderungsrede 199
2. Der Gesang als Manipulationsmedium 203
3. Die Gemeinschaftskonzeption des Auswandererbundes . . . 212
4. »Die strenge Kunst [muß] der freien zum Muster dienen«: Die Unterordnung der Kunst unter das Handwerk in Odoards Binnenkolonie 223
5. Die Kolonisationsprojekte als zeitdiagnostische Paradigmen 236

IX. Die ästhetische Reflexion der Moderne in den *Wilhelm Meister*-Romanen 240

1. Der Selbstbehauptungsversuch moderner Subjektivität in den *Lehrjahren* 240
2. Die Funktionalisierung des Individuums in den *Wanderjahren* . 244
3. Der Preis der Entsagung 249
4. Kunstkonzeption und Autorintention 256

X. Bibliographie 262

1. Werkausgaben 262
2. Verzeichnis der Abkürzungen 262
3. Literaturverzeichnis 263

XI. Personenregister 279

Danksagung 285

I. Einleitung

1. Zur Genese des *Wilhelm Meister*-Komplexes

Als Goethe 1829 die zweite Fassung seines Romans *Wilhelm Meisters Wanderjahre oder Die Entsagenden* publizierte, fand seine mehr als ein halbes Jahrhundert währende Beschäftigung mit dem *Wilhelm Meister*-Komplex ein, wenn auch pointiert als vorläufig ausgewiesenes Ende. Die Schlußzeile »(Ist fortzusetzen.)« (774)[1] bezeugt dabei jedoch nicht etwa Goethes Unbehagen an den bisherigen Versuchen,[2] das ›unorganische Gebilde‹ zu einem gelungenen Abschluß zu führen, sondern verweist retrospektiv gerade auf die konzeptionelle Offenheit seines Altersromans.

Als erster konkreter Nachweis von Goethes Arbeit am *Wilhelm Meister* findet sich in seinem Tagebuch unter dem 16. Februar 1777 die lakonische Notiz: »Zu Seckend[orf] Schrötern mit ihr gessen, zu Wieland viel geschwäzzt. In Garten dicktirt an W. Meister. Eingeschlafen.« (WA III/1, 34) Zwischen 1777 und 1786, dem Jahr seines fluchtartigen Aufbruchs nach Italien, kommt Goethe sowohl im Tagebuch als auch in Briefen in eher unregelmäßigen Abständen auf die Arbeit an seinem Werk zu sprechen. So schreibt er etwa am 3. September 1785 an Charlotte von Stein: »Könnte ich nur indessen meinen Wilhelm ausschreiben! das Buch wenigstens, ich habe das Werck sehr lieb, nicht wie es ist, sondern wie es werden kann.« (WA IV/7, 84) Auch in Italien widmet er sich seinem Romanprojekt. Mit dem

---

[1] Zitate aus den *Wanderjahren* werden nach der zweiten Fassung von 1829 unter Angabe der Seitenzahl direkt im Text nachgewiesen (abgedruckt in: FA 10, S. 261–774). Wird auf die erste Fassung von 1821 (abgedruckt in: FA 10, S. 9–259) Bezug genommen, so ist dies vorab vermerkt.

[2] Zur vieldiskutierten Schlußzeile des Romans »(Ist fortzusetzen.)« siehe Karl Viëtor: Goethe's Gedicht auf Schiller's Schädel, in: PMLA 59 (1944), S. 142–183, bes. S. 173–183; siehe auch Franz Heinrich Mautner, Ernst Feise, Karl Viëtor: »Ist fortzusetzen«. Zu Goethes Gedicht auf Schillers Schaedel, in: ebd., S. 1156–1172; Karl Viëtor: Zur Frage einer Fortsetzung … (Antwort), in: PMLA 60 (1945), S. 421–426; zu Goethes vermutlich erster Auseinandersetzung mit dem *Wilhelm Meister*-Stoff um 1773 siehe Hellmuth Himmel: Die Urmeister-Frage, in: JbWGV 77 (1973), S. 64–88; vgl. auch den Kommentar FA 9, S. 1134.

14. Kapitel des Sechsten Buches bleibt das bisherige Unternehmen aber schließlich als Fragment liegen; bekanntlich wurde es erst wieder 1910 im Nachlaß von Barbara Schultheß als *Theatralische Sendung* aufgefunden.[3] Vermutlich trug Goethes Begegnung mit Karl Philipp Moritz in Rom dazu bei, daß er seine Konzeption im Herbst 1786 neu durchdachte und Wilhelms ›Berufung‹ zum Theater durch die Einführung der Turmgesellschaft konterkarierte – analog zu Moritz' Roman *Anton Reiser*, der die theatralischen Ambitionen seines Titelhelden als fragwürdige Kompensationen darstellt.[4] Zu Beginn des Jahres 1791 nimmt Goethe die Arbeit am *Wilhelm Meister*-Projekt zwar erneut auf, bricht sie jedoch kurz darauf abermals ab, um sich ihm erst gegen Ende 1793 wieder entschiedener zuzuwenden. »Man muß sich mit Gewalt an etwas heften.« (WA IV/10, 131) – mit diesen Worten teilt er am 7. Dezember 1793 Carl Ludwig Knebel seinen Entschluß zur Fortführung mit. Er setzt sich selbst unter Arbeitszwang, indem er einen Vertrag mit dem Berliner Verleger Johann Friedrich Unger schließt, ohne ihm freilich Titel und Inhalt des erwarteten Werkes mitzuteilen.

Als Schiller Goethe kurz darauf bittet, ihm seinen *Wilhelm Meister* zum Abdruck in den *Horen* zu überlassen, muß er bedauernd ablehnen: Er sei schon mit Unger einig geworden. Auch wenn Goethe dem Publikationswunsch des Freundes nicht mehr zu entsprechen vermag, will er ihn doch produktiv an der Entstehung des Werkes beteiligen. »Seinen Roman«, so berichtet Schiller an Christian Gottfried Körner, »will er mir Bandweise mittheilen, und dann soll ich ihm allemal schreiben, was in dem künftigen stehen müsste, und wie es sich verwickeln und entwickeln werde. Er will dann von dieser anticipirenden Critik Gebrauch machen, ehe er den neuen Band in den Druck giebt.«[5] Zu dieser Art von Co-Autorschaft, die Schiller ein dezidiertes Mitspracherecht bei der Romankonzeption einräumt, ist es allerdings nicht gekommen. Zumindest deutet nichts darauf hin, wenn man sich Schillers Briefe an Goethe ansieht, in denen er anfänglich zu den Teil-

---

[3] Siehe hierzu Wilhelm Voßkamp: *Wilhelm Meisters Theatralische Sendung*, in: Goethe-Handbuch, Band 3: Prosaschriften, hrsg. von Bernd Witte und Peter Schmidt, Stuttgart, Weimar 1997, S. 101–113; zur Überlieferung der *Theatralischen Sendung* siehe Dieter Borchmeyer: Weimarer Klassik. Portrait einer Epoche, Weinheim 1994, S. 328–330.

[4] Siehe hierzu Hee-Ju Kim: Ich-Theater. Zur Identitätsrecherche in Karl Philipp Moritz' *Anton Reiser*, Heidelberg 2004, bes. S. 95–135.

[5] Schiller an Christian Gottfried Körner, Brief vom 9. Oktober 1794, in: FA/Schiller 11, S. 742; zu Einzelheiten der Auseinandersetzung zwischen Goethe und Schiller um den *Meister*-Roman siehe Günter Saße: »Gerade seine Unvollkommenheit hat mir am meisten Mühe gemacht«. Schillers Briefwechsel mit Goethe über *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, in: GJb 122 (2005), S. 76–91.

publikationen des Romans, bald darauf auch zu den Manuskripten und Entwürfen einzelner Kapitel Stellung nimmt. Mag sich Schillers Anteil an der Entstehung der *Lehrjahre* auch auf eine kritische Sichtung des von Goethe Vorgelegten beschränken, so notiert dieser doch fast drei Jahrzehnte später (1824) unter dem Abschnitt *1795* in seinen *Tag- und Jahresheften*: »Schillers Theilnahme [sei] die innigste und höchste« gewesen. (FA 17, 43f.)

Enthusiasmus, Lektorierung, Sinnfixierung – so läßt sich stichwortartig die Linie punktieren, auf der sich Schillers fast zweijährige Auseinandersetzung mit Goethes Roman bewegt. Dankbarkeit, Akzeptanz, Ironie – dies sind die entsprechenden Reaktionen Goethes hierauf. Vor allem entzieht er sich Schillers Wunsch nach auktorialen Direktiven, die verdeutlichen, worauf es ankommt; statt dessen beläßt er alles im Spiel narrativer Vermittlungen. Was im Roman auf den ersten Blick den Anschein einer *ex-cathedra*-Aussage erweckt, unterliegt bei genauerem Hinsehen figurenperspektivischer Brechung, charakterisiert eher denjenigen, der etwas aussagt, als das, was er aussagt, und wird vom Kontext und Handlungsverlauf wiederholt relativiert. Doch Schiller fordert vehement ein Telos, das er zunächst darin sieht, daß Wilhelm Meister »von einem leeren und unbestimmten Ideal in ein bestimmtes thätiges Leben [tritt], aber ohne die idealisierende Kraft dabey einzubüßen.«[6] Da er allerdings erkennt, daß dieser Entwicklungsgang nicht auf den Roman zu übertragen ist, zieht er sich auf das Argument zurück, daß der Lebensweg des Protagonisten keineswegs abgeschlossen sei. Folglich bedürfe es eines Fortsetzungsromans, um Wilhelms ›Vollendung‹ darzustellen. Denn, so schreibt Schiller an Goethe am 8. Juli 1796: »*Lehrjahre* sind ein Verhältnißbegriff, sie fordern ihr Correlatum, die *Meisterschaft*.«[7] In diesem Fortsetzungsroman müsse es darum gehen – wie er ihm am nächsten Tag mitteilt –, daß der Held die in den *Lehrjahren* noch nicht erreichte Vollkommenheit erlangt, jene »ästhetische Reife«, die den »Zögling mit vollkommener Selbständigkeit, Sicherheit, Freiheit und gleichsam architectonischer Festigkeit« ausstattet.[8]

Goethe reagiert auf Schillers Wunsch nach einer »etwas deutlichere[n] Pronunciation der HauptIdee«[9] ironisch. Er könne aufgrund seines »realistischen Tic[s]« (WA IV/11, 121) gar nicht anders, als alle eindeutigen Setzungen subversiv zu unterlaufen. Während Schiller dafür plädiert, es müsse sich in der Fortsetzung des Romans alles runden, verdeutlicht schon Goe-

---

[6] Schiller an Goethe, Brief vom 8. Juli 1796, in: FA/Schiller 12, S. 194.
[7] Schiller an Goethe, Brief vom 8. Juli 1796, ebd., S. 191.
[8] Schiller an Goethe, Brief vom 9. Juli 1796, ebd., S. 200.
[9] Schiller an Goethe, Brief vom 19. Oktober 1796, ebd., S. 224.

thes 1821 veröffentlichte erste Fassung der *Wanderjahre*, daß der Held keinen Schritt auf dem Weg zu jener Meisterschaft vorangekommen ist, die Schiller ihm in Aussicht gestellt hat. Im Gegenteil: Wir finden ihn nicht einmal als glücklichen Familienvater wieder, der mit Natalie und Felix in trauter Harmonie lebt. Statt dessen folgt er einem ominösen Wandergebot, das ihn nötigt, nicht länger als drei Tage an einem Ort zu bleiben (siehe 24). Sein Sohn Felix ist nur noch für kurze Zeit an seiner Seite, bis er ihn wegen eines Suchauftrags in der Pädagogischen Provinz abgibt. Mit Natalie wechselt er in der zweiten Fassung der *Wanderjahre* von 1829 lediglich Briefe – und selbst das nur selten; ob er sich später mit ihr, die schon nach Amerika ausgewandert ist (siehe 720), verbinden wird, läßt der Roman offen.

Was Schiller vom Fortsetzungsroman vor allem erwartete, nämlich Wilhelm Meisters Vollendung in der Meisterschaft »ästhetischer Reife«, negieren die *Wanderjahre* auf vielfältige Weise – grundsätzlich schon dadurch, daß sie den Begriff der Meisterschaft auf den entgegengesetzten Gesichtspunkt handwerklichen Spezialistentums beziehen. Doch bereits am Ende der *Lehrjahre* verändert sich der Tenor; selbst hier geht es nicht mehr um Entfaltung, Vollendung und Bildung, sondern um Rücknahme, Integration und Nützlichkeit. So fordert Jarno im vorletzten Buch der *Lehrjahre* programmatisch, was dann in den *Wanderjahren* – nicht nur an Wilhelm – ›exekutiert‹ wird: die Einordnung in die Gemeinschaft, in der der Einzelne als brauchbares Mitglied zu fungieren hat:

> Es ist gut, daß der Mensch, der erst in die Welt tritt, viel von sich halte, daß er sich viele Vorzüge zu erwerben denke, daß er alles möglich zu machen suche; aber wenn seine Bildung auf einem gewissen Grade steht, dann ist es vorteilhaft, wenn er sich in einer größern Masse verlieren lernt, wenn er lernt um anderer willen zu leben, und seiner selbst in einer pflichtmäßigen Tätigkeit zu vergessen. (FA 9, 871)

Doch in der Turmgesellschaft bleibt fast alles Gedankenspiel; hier wird viel geredet, aber wenig gehandelt. Goethe mag dabei allerdings schon an den Fortsetzungsroman gedacht haben, der dann viel stärker die soziale Welt mit ihren Zwängen und Verpflichtungen in den Fokus rückt. Zumindest hat er bereits vor Beendigung der *Lehrjahre* »eine Fortsetzung des Werks« erwogen, wie er Schiller am 12. Juli 1796 mitteilt:

> Über den Roman müssen wir nun nothwendig mündlich conferiren. […] bey jenem wird die Hauptfrage seyn: wo sich die *Lehrjahre* schließen, die eigentlich gegeben werden sollen, und in wie fern man Absicht hat, künftig die Figuren etwa noch einmal auftreten zu lassen. Ihr heutiger Brief deutet mir eigentlich auf eine Fortsetzung des Werks, wozu ich denn auch wohl Idee und Lust habe, doch davon eben mündlich. Was rückwärts nothwendig ist muß ›gethan‹ wer-

> den, so wie man vorwärts ›deuten‹ muß, aber es müssen Verzahnungen stehen bleiben, die, so gut wie der Plan selbst, auf eine weitere Fortsetzung deuten. (WA IV/11, 125)

Entsprechend erwähnt Goethe bereits im Februar 1797 »das Mährchen mit dem Weibchen im Kasten« (WA IV/12, 30), das später unter dem Titel *Die neue Melusine* in die *Wanderjahre* eingefügt wird. Ebenfalls berichtet er seinem Verleger Johann Friedrich Cotta am 27./28. Mai 1798, er überlege, »Briefe eines Reisenden und seines Zöglings, unter romantischen Nahmen, sich an Wilhelm Meister anschließend« (WA IV/13, 166), in den *Propyläen* zu veröffentlichen. Zwei Jahre später erkundigt er sich im Brief vom 10. Mai 1799 an Johann Heinrich Meyer nach der »gewöhnliche[n] Suite von Gemählden wenn die Geschichte des heiligen Josephs des Pflegevaters vorgestellt wird.« (WA IV/13, 87) Dies bildet die eigentliche Keimzelle für die Anfangsnovelle der *Wanderjahre*, die in beiden Fassungen mit der Geschichte Josephs des Zweiten einsetzen. Im Tagebuch vom 17. Mai 1807 hält Goethe dann den Beginn seiner konkreten Beschäftigung mit den *Wanderjahren* fest: »Morgens um ½7 Uhr angefangen, von *Wilhelm Meisters Wanderjahren* das erste Capitel zu dictiren.« (WA III/3, 210) Während seines längeren Aufenthalts in Karlsbad im Sommer 1807 arbeitet er einzelne Passagen und Erzählungen aus[10] und beginnt auch mit den *Wahlverwandtschaften*, die er zu diesem Zeitpunkt noch als Binnenerzählung in die *Wanderjahre* integrieren will. Seit Ende November 1809 beschäftigt sich Goethe sehr intensiv mit den *Wanderjahren*, erwähnt im Gespräch mit Friedrich Wilhelm Riemer (23. November 1809) »neue Motive zu dem Roman«,[11] von dem er zu diesem Zeitpunkt noch glaubt, »zu Ostern den ersten Theil« (WA IV/21, 140)[12] herausgeben zu können. Während seines Sommeraufenthalts in Karlsbad im Jahr 1810 wendet er sich dann erneut seinem Romanvorhaben zu, muß jedoch am 16. November 1810 gegenüber seinem Verleger bekennen, daß »über [sein] Wandern die *Wanderjahre* in's Stocken gerathen« seien.[13] Er behilft sich mit einer Reihe von Vorver-

---

[10] Es handelt sich um *Die neue Melusine*, *Die gefährliche Wette* und den ersten Teil des *Mannes von funfzig Jahren*.

[11] Goethes Gespräche. Eine Sammlung zeitgenössischer Berichte aus seinem Umgang. Aufgrund der Ausgabe und des Nachlasses von Flodoard Freiherrn von Biedermann ergänzt und hrsg. von Wolfgang Herwig, Band 2, Zürich, Stuttgart 1969, S. 485.

[12] Goethe an Charlotte von Stein, Brief vom 24. November 1809.

[13] Goethe an Johann Friedrich Cotta, Brief vom 16. November 1910, in: Goethe und Cotta. Briefwechsel 1797–1832. Textkritische und kommentierte Ausgabe in drei Bänden, hrsg. von Dorothea Kuhn, Band 1, Stuttgart 1979, S. 215.

öffentlichungen einzelner Erzählungen in Cottas *Taschenbuch für Damen*, die zwischen 1808 und 1818 zur Gänze oder in Teilabdrucken publiziert werden.[14] Erst seit Oktober 1820 arbeitet Goethe wieder energischer an seinem Buch. Am 9. Dezember 1820 schreibt er an Sulpiz Boisserée:

> Der Druck von *Wilhelm Meisters Wanderjahren* wird nun auch angefangen. Es kommt mir sehr wunderbar vor, ein zwanzigjähriges Manuscript, an das ich bisher kaum gerührt, redigirend abzuschließen. Es erscheint mir als ein wiederkehrender Geist, freylich jugendlicher und liebenswürdiger als der jetzige Autor und die jetzige Zeit. (WA IV/34, 37f.)

Während einzelne Teile des Romans in Druck gingen, war Goethe noch mit der Abfassung der letzten beiden Kapitel beschäftigt; doch am 22. Mai 1821 notiert er: »Erstes Exemplar von den *Wanderjahren* geheftet.« (WA III/8, 58) Der Untertitel lautet: *Ein Roman / von / Goethe. / Erster Theil* – ein Hinweis darauf, daß Goethe ursprünglich zumindest noch einen zweiten Teil geplant hatte. Schon vor Fertigstellung der ersten Fassung waren die »notwendigen Fortsetzungen durchgedacht und schematisirt« (WA III/8, 11), wie er in seinem Tagebucheintrag vom 26. Januar 1821 vermerkt.

Doch es kommt zu keinem zweiten Band. Vielleicht hat sich die kritische Aufnahme[15] der ersten Fassung hemmend auf Goethes Produktivität ausgewirkt, auch mag der anonym in fünf Teilen und zwei Beilagen unter dem Titel *Wilhelm Meisters Wanderjahre* zwischen 1821 und 1828 erschienene Roman von Johann Friedrich Wilhelm Pustkuchen[16] Goethes wei-

---

[14] Siehe hierzu Wolfgang Bunzel: Poetik und Publikation. Goethes Veröffentlichungen in Musenalmanachen und literarischen Taschenbüchern. Mit einer Bibliographie der Erst- und autorisierten Folgedrucke literarischer Texte Goethes im Almanach (1773–1832), Weimar, Köln, Wien 1997, S. 188–199 und S. 206–219.

[15] Entsprechende Rezeptionsdokumente finden sich in: Goethes *Wilhelm Meister*. Zur Rezeptionsgeschichte der *Lehr-* und *Wanderjahre*, hrsg. von Klaus F. Gille, Königstein i.Ts. 1979, S. 99–118; Karl Robert Mandelkow: Goethe in Deutschland. Rezeptionsgeschichte eines Klassikers, Band 1: 1773–1918, München 1980, S. 65–85; siehe auch die Kommentare FA 10, S. 888–915 und MA 17, S. 1028–1049.

[16] Johann Friedrich Wilhelm Pustkuchen: *Wilhelm Meisters Wanderjahre*, 5 Bände, neue, verbesserte Aufl., Quedlinburg, Leipzig 1823–1828; Klaus F. Gille charakterisiert Pustkuchens Roman wie folgt: Pustkuchen gehe in seiner Kritik von der »Plan- und Ziellosigkeit von Wilhelms bisherigem Lebensgang und [der] Ergebnislosigkeit seiner Bildungsbemühungen bei der Turmgesellschaft [aus].« Die Turmgesellschaft wird wegen ihrer Schulmeisterei und Mystifikationen kritisiert und die Verbindung mit Natalie als ein »unwürdiges Kompensationsgeschäft« hingestellt, »dessen Konsequenzen Natalie dadurch für sich mildert, daß sie ihren Verlobten auf Reisen schickt.« K. F. G.: *Wilhelm Meister* im Urteil der Zeit-

tere Beschäftigung mit seinem *Wilhelm Meister*-Projekt zunächst blockiert haben, wie Gerhard Neumann und Hans-Georg Dewitz im Kommentar zur *Frankfurter Ausgabe* vermuten.[17] Goethe selbst verweist allerdings in seiner *Anzeige sämtlicher Werke* vom 1. Februar 1826 darauf, daß ihn Pustkuchens *Wanderjahre* später gerade dazu veranlaßt haben, seiner »Produktion neue, doppelte Aufmerksamkeit zu schenken. Es unterhielt ihn [Goethe spricht hier in der dritten Person von sich selbst], das Werklein von Grund aus aufzulösen und wieder aufzubauen, so daß nun in einem ganz Anderen Dasselbe wieder erscheinen wird.« (FA 22, 759) Im Zuge der Vorbereitung der Ausgabe letzter Hand arbeitete er seinen Roman völlig um, indem er den Text der ersten Fassung von 1821 auf den neuen Gesamtroman verteilte und dazwischen weitere Partien einfügte. Eckermann berichtet von dem besonderen Verfahren, das Goethe sich hierfür ausgedacht hatte:

> Um den vorhandenen Stoff besser zu benutzen, sagte er mir eines Tags, habe ich den ersten Teil ganz aufgelöset und werde nun so durch Vermischung des Alten und Neuen, zwei Teile bilden. Ich lasse nun das Gedruckte ganz abschreiben; die Stellen, wo ich Neues auszuführen habe, sind angemerkt, und wenn der Schreibende an ein solches Zeichen kommt, so diktiere ich weiter und bin auf diese Weise genötigt, die Arbeit nicht in Stocken geraten zu lassen.[18]

Die Umorganisation und Erweiterung des Romans zu einer zweiten Fassung erfolgte hauptsächlich im Zeitraum von September 1828 bis März 1829. Ende Februar wird das Manuskript zunächst abgeschlossen, im März dann noch die Aphorismensammlung *Aus Makariens Archiv* hinzugefügt. Kurz darauf erscheint der Roman in den Bänden 21–23 der Ausgabe letzter Hand bei Cotta. Am 2. September 1829 schreibt Goethe daraufhin an Boisserée:

> Dem einsichtigen Leser bleibt Ernst und Sorgfalt nicht verborgen, womit ich diesen zweyten Versuch, so disparate Elemente zu vereinigen, angefaßt und durchgeführt, und ich muß mich glücklich schätzen wenn Ihnen ein so bedenkliches Unternehmen einigermaßen gelungen erscheint. Es ist wohl keine Frage

---

genossen, Assen 1971, S. 215–222, hier S. 217; zu Goethes Reaktion siehe Thomas Wolf: Pustkuchen und Goethe. Die Streitschrift als produktives Verwirrspiel, Tübingen 1999, bes. S. 279–309; zur zeitgenössischen Kritik an Pustkuchens Goethe-Kritik siehe Karl Immermann: Brief an einen Freund über die falschen *Wanderjahre* Wilhelm Meisters (1823), in: Goethe im Urteil seiner Kritiker. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Goethes in Deutschland 1773–1782, Band 1, hrsg. von Karl Robert Mandelkow, München 1975, S. 344–358.

[17] Siehe Kommentar FA 10, S. 790.

[18] Goethe im Gespräch mit Eckermann am 15. Januar 1827, in: FA 39, S. 198.

daß man das Werk noch reicher ausstatten, lakonisch behandelte Stellen ausführlicher hätte hervorheben können, allein man muß zu endigen wissen. (WA IV/46, 66)

2. Die Modernisierungsproblematik in *Faust II* und *Wilhelm Meisters Wanderjahre*

Nicht nur an seinem *Wilhelm Meister*-Projekt hat Goethe ein halbes Jahrhundert gearbeitet, auch die Beschäftigung mit dem *Faust*-Stoff dauerte fast sein ganzes Leben. Die Entstehung beider Werkkomplexe nimmt ihren Ausgang im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts und kommt im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts zum Abschluß, umfaßt also einen Zeitraum einschneidender Veränderungen: Französische Revolution und Napoleonische Kriege erschütterten das überkommene Gesellschaftsgefüge; mit der Niederlegung der Kaiserkrone am 6. August 1806 zerfiel das *Heilige Römische Reich Deutscher Nation*, und mit der verlorenen Doppelschlacht von Jena und Auerstädt im Oktober des gleichen Jahres endete die preußische Souveränität; auf Napoleons Sturz und Verbannung folgte zwar eine restaurative Epoche, in der die fürstliche Macht und die Vorrangsstellung des Adels erneut befestigt wurden. Doch revolutionierten technische Errungenschaften wie Dampfmaschine, Eisenbahn und Telegraphie die herkömmlichen Produktions-, Distributions- und Kommunikationsabläufe; Finanz- und Bankenwesen stießen in ganz neue Dimensionen vor; die Grundherrschaft sah sich einer wachsenden Konkurrenz durch den aufkommenden Agrarkapitalismus ausgesetzt; die überkommenen feudalen Herrschaftsstrukturen und die damit einhergehenden personalen Abhängigkeiten wurden zunehmend durch vertragliche Vereinbarungen ersetzt; der Kreis der Informierten und Gebildeten erweiterte sich sprunghaft; die gesellschaftliche Welt pluralisierte sich. Nicht von ungefähr spricht Reinhart Koselleck von der »Schwellenzeit«[19] als einer epochalen Zäsur, die – wie Niklas Luhmann ausführt – die ständisch-hierarchische in eine funktional-stratifikatorische Gesellschaft transformierte[20] und so dem feudal-ständischen System tendenziell die Grundlagen entzog.

---

[19] Reinhart Koselleck: Das achtzehnte Jahrhundert als Beginn der Neuzeit, in: Epochenschwelle und Epochenbewußtsein, hrsg. von R. K. und Reinhart Herzog, München 1987, S. 269–282.

[20] Siehe Niklas Luhmann: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Band 1, Frankfurt a. M. 1980, bes. S. 25–27; siehe auch N. L.: Das Problem der Epochenbildung und die Evo-

Goethe hat diesen Wandel genau registriert. So stellt er in einem Gespräch aus dem Jahre 1829 fest,

> daß unser neunzehntes Jahrhundert nicht einfach die Fortsetzung der früheren sei, sondern zum Anfange einer neuen Ära bestimmt scheine. Denn solche große Begebenheiten, wie sie die Welt in seinen ersten Jahren erschütterten, können nicht ohne große, ihnen entsprechende Folgen bleiben […].[21]

Daß Goethe das 19. Jahrhundert als einen epochalen Einschnitt wahrnahm und problematisierte,[22] zeigt vor allem sein Alterswerk *Wilhelm Meisters Wanderjahre*. Aber auch in *Faust II* dominiert – in einem weitergespannten historischen Horizont – die Modernisierungsproblematik. In unterschiedlicher personaler und geschichtlicher Perspektivierung, in variationsreicher formaler Ausgestaltung und divergierender Beurteilung reflektieren beide Texte die Prozesse, durch die die Moderne die Vormoderne ablöste. So thematisiert das Drama – symbolisch-allegorisch verschlüsselt – die moderne Subjektivität im Spannungsfeld ihrer ökonomischen, kulturellen und wissenschaftlichen Bedingtheiten und markiert mit der Renaissance als Epochenzäsur den Beginn der unter dem Vorzeichen der Beschleunigung stehenden, im 19. Jahrhundert dann voll durchschlagenden Modernisierung aller Lebensverhältnisse.[23] Deren Auswirkungen auf das Verhalten der heranwachsenden Generation beklagt Goethe in einem Brief an Carl Friedrich Zelter vom 6. Juni 1825:

> Junge Leute werden viel zu früh aufgeregt und dann im Zeitstrudel fortgerissen; Reichthum und Schnelligkeit ist was die Welt bewundert und wornach jeder strebt; Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle mögliche Facilitäten der Communikation sind es worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbieten, zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren. (WA IV/39, 216)

Ein Aphorismus aus den *Betrachtungen im Sinne der Wanderer* reflektiert, wie diese allgemeine Beschleunigung mit Veränderungen des Verhaltens einhergeht:

---

lutionstheorie, in: Epochenschwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachhistorie, hrsg. von Hans Ulrich Gumbrecht und Ursula Link-Heer, Frankfurt a. M. 1985, S. 11–33.

[21] Antoni Edward Odyniec an Julian Korsak am 25. August 1829, in: Goethes Gespräche, Band 3.2, Zürich, Stuttgart 1972, S. 471f.

[22] Zu Goethes kritischem Verhältnis zum ersten Drittel des 19. Jahrhunderts siehe Wolfgang Rothe: Der politische Goethe. Dichter und Staatsdiener im deutschen Spätabsolutismus, Göttingen 1998, S. 39–61.

[23] Siehe hierzu Reinhart Koselleck: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt a. M. 1979, bes. S. 349–376.

> Für das größte Unheil unserer Zeit, die nichts reif werden läßt, muß ich halten, daß man im nächsten Augenblick den vorhergehenden verspeis't, den Tag im Tage vertut, und so immer aus der Hand in den Mund lebt, ohne irgend etwas vor sich zu bringen. Haben wir doch schon Blätter für sämtliche Tageszeiten! ein guter Kopf könnte wohl noch eins und das andere interkalieren. Dadurch wird alles was ein jeder tut, treibt, dichtet, ja was er vor hat, in's Öffentliche geschleppt. Niemand darf sich freuen oder leiden als zum Zeitvertreib der übrigen; und so springt's von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt, von Reich zu Reich, und zuletzt von Weltteil zu Weltteil, alles veloziferisch. (563)

Goethe charakterisiert hier offensichtlich das beginnende Medienzeitalter, das alle Grenzen zwischen dem, was intim, und dem, was publik ist, aufhebt, Privates ins Licht der Öffentlichkeit zerrt und dem voyeuristischen Blick aussetzt, der keine Scham kennt. Was Richard Sennett in seiner Studie über den Verfall der Öffentlichkeit[24] als Phänomen einer sich im 19. Jahrhundert entwickelnden Medienkultur beschreibt: die Flüchtigkeit, Oberflächlichkeit und Beiläufigkeit aller visuellen Eindrücke, die in der Bilderflut verrauschen, ohne auf ihre vielfältigen Implikationen hin transparent zu werden – all dies hat Goethe mit prognostischer Kraft benannt.

Die von ihm mehrfach konstatierte Beschleunigung aller Abläufe, die damit einhergehende Tendenz, alles Gegebene verändern zu wollen, und die dem zu Grunde liegende hyperkritische Haltung, die jegliches Überkommene als überholt bestimmt, stellt Goethe in *Faust II* unter den weiten Horizont einer in der Renaissance einsetzenden Emanzipation des Subjekts. Im einzelnen gestaltet er dabei den Zusammenbruch der alten Monarchien, allegorisiert die Entstehung der neuzeitlichen Ökonomie, greift die mit den Rationalisierungsschüben dialektisch verbundenen ästhetischen Kompensationsbedürfnisse auf, entfaltet die Folgen einer auf neuer Waffentechnik beruhenden Kriegsführung und demonstriert die desaströsen Konsequenzen einer entfesselten Fortschrittsdynamik, deren Anspruch auf Naturbeherrschung mit dem Verlust an Selbsterkenntnis und Respekt vor überkommenen Kulturstufen einhergeht.[25]

Während *Faust II* vor dem Hintergrund der heraufziehenden Moderne ein welthistorisches Panorama entfaltet und dabei den Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit als epochalen Einschnitt markiert, der einen in Gewalt und Zerstörung mündenden Prozeß in Gang setzt, fassen die *Wanderjahre* den Zeitraum der beginnenden Moderne enger und zeichnen die Konse-

---

[24] Siehe Richard Sennett: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität, Frankfurt a. M. ²1983.

[25] Siehe Michael Jäger: Fausts Kolonie. Goethes kritische Phänomenologie der Moderne, Würzburg 2004.

quenzen wertfreier nach. Der Roman handelt von der Auflösung der traditionellen Arbeitswelt durch das Aufkommen der Maschinentechnik, von der hierdurch hervorgerufenen Verarmung ganzer Berufsstände und von spezifischen Reaktionen darauf. Beide Werkkomplexe verdeutlichen, wie die zunehmende Rationalisierung, die Max Weber als charakteristisches Merkmal der Moderne herausgestellt hat,[26] eine Unterwerfung der inneren und äußeren Natur des Menschen erforderlich macht. Utilitarisierung und Funktionalisierung aller Lebensbereiche führen zu Reglementierungen, die mit wachsendem Selbstverlust einhergehen. So vermag Faust zwar noch einmal im Durchgang durch die *Klassische Walpurgisnacht* die Feier von Schönheit und Eros in südlicher Zaubernacht zu erleben und sich mit Helena, der Inkarnation vollkommener Schönheit, zu verbinden; und auch Wilhelm Meister erfährt auf seiner »fromme[n] Wallfahrt« (496) an den Lago Maggiore noch einmal die Erfülltheit arkadischen Daseins. Dann aber geraten beide in den Sog sozialer und ökonomischer Modernisierungstendenzen: Faust überantwortet sich einer (selbst-)zerstörerischen Fortschrittsdynamik, während Wilhelm seine an Mignon gebundene Sehnsucht überwindet und eine Ausbildung zum Wundarzt absolviert.

---

[26] Eine programmatische Formulierung seiner These vom »Rationalismus der okzidentalen Kultur« findet sich in der 1920 verfaßten *Vorbemerkung* zum ersten Band der *Gesammelten Aufsätze zur Religionssoziologie*: »Es kommt […] darauf an: die besondere Eigenart des okzidentalen und, innerhalb dieses, des modernen okzidentalen, Rationalismus zu erkennen und in ihrer Entstehung zu erklären. Jeder solche Erklärungsversuch muß, der fundamentalen Bedeutung der Wirtschaft entsprechend, vor allem die ökonomischen Bedingungen berücksichtigen. Aber es darf auch der umgekehrte Kausalzusammenhang darüber nicht unbeachtet bleiben. Denn wie von rationaler Technik und rationalem Recht, so ist der ökonomische Rationalismus in seiner Entstehung auch von der Fähigkeit und Disposition der Menschen zu bestimmten Arten praktisch-rationaler ›Lebensführung‹ überhaupt abhängig. Wo diese durch Hemmungen seelischer Art obstruiert war, da stieß auch die Entwicklung einer wirtschaftlich rationalen Lebensführung auf schwere innere Widerstände.« Max Weber: Vorbemerkung, in: M. W.: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Band 1, Tübingen 1988, S. 1–16, hier S. 11f.; Anthony Giddens definiert Webers Rationalisierungs-Begriff wie folgt: »Die Entwicklung von Wissenschaft, moderner Technologie und Bürokratie fasst Weber unter dem Ausdruck Rationalisierung zusammen. Rationalisierung bedeutet die Organisation des sozialen und wirtschaftlichen Lebens gemäß den Prinzipien der Effizienz und auf der Basis des technischen Wissens.« A. G.: Soziologie, Graz, Wien ²1999, S. 622; siehe auch Wolfgang Schluchter: Die Entstehung des modernen Rationalismus. Eine Analyse von Max Webers Entwicklungsgeschichte des Okzidents, Frankfurt a. M. 1998, bes. S. 64–68.

Parallelen im Entwicklungsgang der beiden Protagonisten sind unverkennbar, es gibt aber auch wesentliche Differenzen: Desaströs endet das Kolonisationsunternehmen des bindungslosen, sich autonom dünkenden Faust, der in seinem Fortschrittswahn das zeitenthobene Idyll von Philemon und Baucis auf brutale Weise zerstören läßt. Sein Anspruch, der Menschheit zu dienen, ist Ausdruck einer Verblendung, die in der mephistophelischen Täuschung des erblindeten Greises kulminiert, der das Spatengeklirr seiner Totengräber mit dem Baulärm von Arbeitstruppen verwechselt. Wilhelm Meister hingegen beschreitet den Weg der Selbstbeschränkung und der Einbindung in den arbeitsteilig organisierten Auswandererbund. Er entwickelt sich zum nützlichen Mitglied der Gemeinschaft und kann dank seiner medizinischen Kenntnisse am Ende des Romans seinem Sohn Felix sogar das Leben retten.

Während Goethe die zerstörerischen Konsequenzen einer hemmungslos gewordenen Fortschrittsideologie am Ende von *Faust II* verdeutlicht, indem er zeigt, wie die Illusion totaler Ich-Erweiterung zu hybrider Verblendung führt, zeichnen sich die *Wanderjahre* durch eine stärker deskriptive Haltung aus. In ihnen geht es vor allem um die Problematik, wie sich im Zeichen der Moderne Individualität und Sozialität neu konstellieren. Denn wenn an die Stelle der geburtsständischen Ordnung, die den Einzelnen in überkommene Verhaltensweisen, Glaubensgrundsätze und Werthaltungen einfügt und so zum Teil einer kollektiven Identität macht, die moderne Gesellschaft mit ihrer funktionalen Differenzierung tritt, dann bleibt das nicht ohne Folgen für das Identitätsbewußtsein und das Selbstverständnis der Personen.[27] Jetzt bestimmt sich die – vornehmlich männliche – Identität über ihre Zugehörigkeit zu verschiedenen Wirklichkeitsbereichen, Identität wird pluralisiert. Unterschiedliche Rollenverständnisse und Anforderungsprofile werden dem Individuum zugewiesen, das in verschiedenen Wirklichkeitsfeldern verschieden zu agieren hat. Aus den übergeordneten Traditionszusammenhängen werden die Menschen in eine neue Realität entlassen, die ihnen kontingent gegenübersteht und in die sie nur partiell, der jeweiligen Anforderung gemäß, integriert sind. Anders als in der traditionalen Gesellschaft, deren Wirklichkeitsbereiche als Teile einer religiös legitimierten Gesamtordnung hierarchisch so

---

[27] Siehe hierzu Thomas Luckmann: Persönliche Identität, soziale Rolle und Rollendistanz, in: Identität, hrsg. von Odo Marquard und Karlheinz Stierle, München 1979, S. 293–313, bes. S. 305; siehe auch Alois Hahn: Theorie zur Entstehung der europäischen Moderne, in: Philosophische Rundschau 31 (1984), S. 178–202, bes. S. 185f.

reguliert sind, wie es das Herkommen bestimmt, agieren, fühlen und reden die auf persönlich zurechenbare Leistung ausgerichteten Bürger neuen Typs in Berufsrollen und den ihnen antithetisch zugeordneten Daseinsformen des Privaten.

Goethes Roman verdeutlicht diese neue Anthropologie zunächst *ex negativo*, indem er thematisiert, wie dem Konzept individueller Bildung, das in den *Lehrjahren* die ideelle Prämisse des Titelhelden war, seine Legitimation entzogen wird. Die im Titel der *Wanderjahre* genannten *Entsagenden* erheben nicht die Ausrichtung auf das sich selbst entfaltende Individuum zum Ideal, sondern die Orientierung des Subjekts am Produkt, das in Kooperation vieler Spezialisten herzustellen ist. Lenardo formuliert das neue Gebot der Arbeitsteilung in seiner großen Rede vor den Handwerkern, die er für den Aufbruch nach Amerika gewinnen will, um dort ein neues Gemeinwesen zu errichten:

> Doch was der Mensch auch ergreife und handhabe, der Einzelne ist sich nicht hinreichend, Gesellschaft bleibt eines wackern Mannes höchstes Bedürfnis. Alle brauchbaren Menschen sollen in Bezug unter einander stehen, wie sich der Bauherr nach dem Architekten und dieser nach Maurer und Zimmermann umsieht. (672)

Vor dem Hintergrund dieser Gemeinschaftsdoktrin eröffnen die *Wanderjahre* gegenüber den *Lehrjahren* ganz neue Szenarien. In den *Lehrjahren* folgt das Geschehen trotz vielfacher ironischer Brechungen dem Grundschema eines individuellen Entwicklungsganges, insofern Wilhelm durch allmähliche Ablösung vom Elternhaus und nach seiner experimentellen Selbsterprobung in der Sphäre des Theaters am Ende mit den Sozialbezügen der Turmgesellschaft konfrontiert wird. Was dort im Hinblick auf das gemeinschaftsorientierte Tun noch weitgehend Proklamation bleibt – insbesondere durch Jarno –, wird in der von novellenartigen Geschichten emotionaler Verstrickungen immer wieder kontrapunktisch unterbrochenen Rahmenhandlung der *Wanderjahre* zur herrschenden Praxis.[28] Der

---

[28] Henriette Herwig legt den Hauptakzent ihrer Deutung auf diese novellistischen Einschübe. In ihnen komme »das Subjekt, das in den Rahmen-Programmen wegerklärt und wegerzogen wird, als fiktives immerhin noch vor. Sie sprechen nicht von dem, was überwunden werden muß, um das moralisch höhere Rahmen-Niveau zu erreichen, sondern von dem, was beim Versuch, Utopien konkret werden zu lassen, auf der Strecke bleibt: von Gefühlen, Sorgen und Nöten, zwischenmenschlichen Beziehungen, unkonventionellen Verbindungen, von den Wechselfällen des Lebens, die Alters-, Standes- und Geschlechtsrollennormen sprengen. […] Die Erzähleinlagen sind nicht das zu Überwindende, sondern der Sand im programmatischen Getriebe. Sie geben dem Roman jene

Agrarkapitalismus des Oheims, die Erziehungs- und Ausbildungspraktiken der Pädagogischen Provinz, Lenardos Auswandererbund und Odoards europäisches Kolonisationsprojekt orientieren sich in ihren Gesinnungen und Handlungen an der von Jarno/Montan verkündeten Maxime: »Mache ein Organ aus dir und erwarte, was für eine Stelle dir die Menschheit im allgemeinen Leben wohlmeinend zugestehen werde.« (295)

Wenn die Gemeinschaftsformationen der *Wanderjahre* auf diese Weise für Spezialistentum, Arbeitsteilung und gesellschaftliche Nützlichkeit plädieren, so wenden sie sich gegen die hochgespannten neuhumanistischen Proklamationen einer teleologisch gefaßten Einheit und Ganzheit des Menschen, der entelechiehaft sein individuelles Wesen zur harmonischen Entfaltung zu bringen habe,[29] und fordern statt dessen die Beschränkung »auf *ein* Handwerk« (295) – wie Jarno/Montan gegen Wilhelm Meisters Beteuerung bekräftigt: »Man hat aber doch eine vielseitige Bildung für vorteilhaft und notwendig gehalten.« (295) Wilhelm spielt hiermit auf das an, was ihm einst in den *Lehrjahren*, provoziert vom Ökonomismus seines Jugendfreundes Werner, selbst als Ziel vor Augen gestanden hatte: die »harmonische Ausbildung meiner Natur.« (FA 9, 659) An die Stelle des negierten Konzepts individueller Bildung tritt in den *Wanderjahren* die durchgängige Utilitarisierung aller überkommenen Vorstellungskomplexe und eingespielten Handlungsmuster.

Lebensdichte wieder zurück, die die Anti-Utopien ihm entziehen. Ohne das novellistische Gegengift wären die *Wanderjahre* ein unerträglich schulmeisterliches Buch, das auf das durch den Zusammenbruch der alten Ständeordnung entstandene Wertevakuum mit einem nüchternen Pragmatismus reagiert.« H. H.: *Wilhelm Meisters Wanderjahre.* Geschlechterdifferenz, Sozialer Wandel, Historische Anthropologie, Tübingen, Basel ²2002, S. 16f. Diese Favorisierung der Erzähleinlagen beruht darauf, daß die diagnostische Qualität der *Wanderjahre* nicht zureichend beachtet wird. In ihnen geht es weder um eine Befürwortung noch um eine Verurteilung des dargestellten Modernisierungsprozesses, sondern darum, dessen Spezifik literarisch zu erfassen. Da Henriette Herwig jedoch nach der wertenden Meinung Goethes sucht, die sie zu seiner ›Ehrenrettung‹ nicht in der Rahmenhandlung finden mag, blendet sie aus, daß fast alle Binnenerzählungen nur Vorgeschichten von schließlich ›Entsagenden‹ präsentieren: Sie thematisieren die affektive Dimension zwischenmenschlicher Beziehungen, die unter den Bedingungen der utilitaristischen Moderne dysfunktional erscheinen.

[29] Zu Einzelheiten siehe Georg Bollenbeck: Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters, Frankfurt a. M., Leipzig 1994, bes. S. 112–159; siehe auch Fotis Jannidis: Das Individuum und sein Jahrhundert. Eine Komponenten- und Funktionsanalyse des Begriffs ›Bildung‹ am Beispiel von Goethes *Dichtung und Wahrheit*, Tübingen 1996, bes. S. 43–64.

Selbst die Inszenierung einer idyllischen Lebenswelt bestätigt im Akt der Abwehr nur die heraufziehende Moderne, von der sie bedroht wird (Joseph der Zweite); metaphysisch verbürgte Sinngarantien werden durch symbolisch vermittelte Verhaltenssicherheiten ersetzt (die Lehre von den Ehrfurchten); das vordem als zweckfrei erachtete Kunst-Schöne wird abgewertet, indem es nicht mehr als Vorschein erfüllten Daseins, sondern nur noch als ästhetische Illusion fungiert, um die Sehnsucht nicht zur Handlungshemmung werden zu lassen (die Lago Maggiore-Episode); das humanistische Plädoyer der Selbstentfaltung weicht dem pragmatischen Imperativ der Berufsausbildung (Wilhelm Meisters Weg zum Wundarztberuf); das holistische Konzept einer Mikrokosmos-Makrokosmos-Analogie erfüllt seinen nützlichen Zweck bei der Lösung von Beziehungsproblemen (Makarie als Sozialtherapeutin); das romantische Wanderlied wird zum Medium der Gemeinschaftsbildung umfunktionalisiert (der Gesang als Sozialdisziplinierung); die einstmals als sinnliche Erscheinung des Göttlichen angesehene griechische Plastik interessiert bloß noch bei der Herstellung von Muskelpräparaten für die medizinische Ausbildung (die plastische Anatomie); persönliche Traumatisierungen werden zur Antriebsquelle öffentlicher Wirksamkeit (Lenardo und Odoard als Leiter der Kolonisationsunternehmungen); statt des Grundbesitzes gilt die Arbeitskraft als identitätsstiftende Bestimmungsgröße (Lenardos Auswanderungsrede); die unverwechselbare Individualität hat der austauschbaren Funktionalität zu weichen (das amerikanische und das europäische Siedlungsprojekt). Ziel der vorliegenden Untersuchung ist es, all diese Transformationen im einzelnen herauszuarbeiten, auch im Rückgriff auf die Fülle der Prolegomena, Tagebuchaufzeichnungen, Briefäußerungen und Schematisierungen Goethes sowie unter Berücksichtigung seines ökonomischen, kulturellen, technischen und sozialgeschichtlichen Wissens.[30]

---

[30] Siehe hierzu Pierre-Paul Sagave, der konstatiert: »Die beiden Hauptwerke, die Goethe fast während seiner ganzen literarischen Laufbahn beschäftigt haben, *Faust* und *Wilhem Meister*, zeugen von einem leidenschaftlichen Interesse für die wirtschaftlichen Fakten und die Wirtschaftslehren. Dieses Interesse zeigt sich bis zu Goethes Tod.« P.-P. S.: Französische Einflüsse in Goethes Wirtschaftsdenken, in: Festschrift für Klaus Ziegler, hrsg. von Eckehard Catholy und Winfried Hellmann, Tübingen 1968, S. 113–131, hier S. 118; der Abschnitt »Nationalökonomie« in Hans Rupperts Katalog: Goethes Bibliothek, Weimar 1958, S. 430–436, weist 45 Werke zu diesem Thema auf; siehe auch die Ausführungen von Alfred Zastrau: Technik und Zivilisation im Blickfeld Goethes, in: Humanismus und Technik 4 (1957), S. 134–156; Anneliese Klingenberg: Zur ökonomischen Theorie Goethes in den *Wanderjahren*, in: Goethe. Viermonatsschrift der Goethe-Gesellschaft N.F. 32 (1970), S. 207–220; Thomas Metscher: Faust

3. »Eine Arbeit wie diese, die sich selbst als collectiv ankündiget«[31]: Zum narrativen Organisationsprinzip der *Wanderjahre*

Wie sehr sich Goethe vorgegebenen Wissensbeständen verpflichtet fühlte, zeigt eines seiner letzten Gespräche mit Eckermann. In ihm fragt Goethe:

> Und was ist denn überhaupt Gutes an uns, wenn es nicht die Kraft und Neigung ist, die Mittel der äußern Welt an uns heranzuziehen und unseren höheren Zwecken dienstbar zu machen. Ich darf wohl von mir selber reden und bescheiden sagen, wie ich fühle. Es ist wahr, ich habe in meinem langen Leben mancherlei getan und zu Stande gebracht, dessen ich mich allenfalls rühmen könnte. Was hatte ich aber, wenn wir ehrlich sein wollen, das eigentlich mein war, als die Fähigkeit und Neigung, zu sehen und zu hören, zu unterscheiden und zu wählen, und das Gesehene und Gehörte mit einigem Geist zu beleben und mit einiger Geschicklichkeit wiederzugeben. Ich verdanke meine Werke keineswegs meiner eigenen Weisheit allein, sondern tausenden von Dingen und Personen außer mir, die mir dazu das Material boten.[32]

Goethe betont hier nachdrücklich, daß er nicht nur aus eigener Kraft, allein der Phantasie gehorchend, seine Werke geschaffen habe. Er verdanke hingegen viel der Kenntnis von Umständen und Personen, historischen Entwicklungen und fremden Gedanken, die er im Laufe seines langen Lebens aufgenommen und auf spezifische Weise verarbeitet habe.

Auf die *Wanderjahre* trifft dies in besonderem Maße zu. Um nachzuvollziehen, wie Goethe in ihnen bestimmte romanexterne Wissensformationen in Akten der Selektion und Kombination aufgreift, ist deshalb eine Forschungsperspektive einzunehmen, die nicht nur Aspekte der Herrschafts- und Ökonomiegeschichte, sondern auch der Kultur- und Mentalitätsentwicklung sowie der Wissenschafts- und Ästhetikdebatten der Zeit berücksichtigt. Vor diesem Hintergrund gilt es herauszuarbeiten, inwiefern der Roman diese außerliterarischen Diskurse integriert, um sie in

---

und die Ökonomie. Ein literarhistorischer Essay, in: Das Argument, Sonderband 3 (1976): Vom Faustus bis Karl Valentin. Der Bürger in Geschichte und Literatur, S. 28–155, speziell zu den *Wanderjahren* S. 122–135; Bernd Mahl: Goethes ökonomisches Wissen. Grundlagen zum Verständnis der ökonomischen Passagen im dichterischen Gesamtwerk und in den *Amtlichen Schriften*, Frankfurt a.M, Bern 1982; Harro Segeberg: Literarische Technik-Bilder. Studien zum Verhältnis von Technik und Literaturgeschichte im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Tübingen 1987, bes. S. 13–54.

[31] WA IV/46, S. 27.

[32] Goethe im Gespräch mit Eckermann am 17. Februar 1832, in: FA 39, S. 744f.

seiner fiktionalen Welt *mimetisch* zu reflektieren. Analysiert werden soll, wie die *Wanderjahre* Überlegungen von Adam Smith über den zentralen Stellenwert der Arbeit aufgreifen, sich auf Philipp Emanuel von Fellenbergs neue pädagogische Unternehmungen beziehen, Heinrich Meyers Beschreibung der Schweizer Heimindustrie übernehmen, auf Benjamin Franklins Zeitvorstellungen anspielen, sich von den Reisebeschreibungen des Herzogs Karl Bernhard zu Sachsen-Weimar-Eisenach und den Berichten Ludwig Galls über Nordamerika anregen lassen, zeitgenössische Überlegungen zur Geologie als angewandter Wissenschaft wiedergeben, Albrecht Thaers Ausführungen zur Rationalisierung, Intensivierung und Ökonomisierung der Landwirtschaft narrativ gestalten, veränderte Präferenzen in der Medizin thematisieren, arbeitsteilig organisierte Vergemeinschaftungsformen darstellen und Konsequenzen der Industrialisierung durchspielen.[33]

Nur wenn man die außerästhetischen Bezugssysteme erfaßt, die der Roman durch Auswahl, Modifikation und Kombination auf hochkomplexe Weise koordiniert, werden die interdiskursiven Austauschbeziehungen zwischen den *Wanderjahren* und ihren historischen, sozialen, kulturellen und intermedialen Kontexten deutlich. Einerseits steht Goethes Roman in einer Referenzbeziehung zu den genannten Diskursen, andererseits formt er diese aber auch ästhetisch um. So generieren die *Wanderjahre* ihre Welt nicht als autonomes Gebilde mit Hilfe von Bausteinen, die der Autor selbst erschafft, sondern rekurrieren auf die schon bedeutungsmäßig organisierte Welt ihrer Gegenwart und Überlieferung. An ihr partizipiert Goethes Roman in Akten fiktionaler Gestaltung, ohne jedoch mit ihr zu ›kollaborieren‹.

Aber nicht nur aufgrund des Bezugs auf textexterne Wissensbestände geben sich die *Wanderjahre* als Produkt zu erkennen, das durch Interaktion mit ihnen entstanden ist, sondern auch aufgrund ihrer formalen Anlage. Denn während sich der Roman üblicherweise als ein in sich geschlossenes

---

[33] Kritik an der vorgeblich unpoetischen Thematik des Romans, der die krude Realität anstelle hehrer Ideale in den Blick nehme, übt Theodor Mundt, wenn er ausruft: »[D]enn was, ums Himmels willen, hätte daraus werden sollen? Ein landwirthschaftlich-, ökonomisch-, didaktisch-allegorischer Roman! Dies sollten auch vielleicht die ganzen *Wanderjahre* werden, und darum sind sie unvollendet geblieben, denn die Poesie kann so etwas gar nicht ausführen.« Th. M.: Rez.: *Wilhelm Meisters Wanderjahre*. Zweite Fassung 1829, in: Blätter für literarische Unterhaltung, Nr. 264–266, Leipzig, 21.–23. September 1830, zitiert nach Teilabdruck im Kommentar MA 17, S. 1044–1049, hier S. 1047; siehe auch den Kommentar FA 10, S. 910–912.

Ganzes darstellt, indem er etwa einen Helden konzipiert, auf den hin die fiktionale Welt zentriert ist, oder einen Erzähler einschaltet, der sich als auktorialer Sinngarant präsentiert, fingiert Goethes Roman schon auf der Erzählebene, daß er Resultat eines hochkomplexen Vermittlungsgeschehens ist, das sich aus Briefen, Tagebüchern, Ergebnisprotokollen, Reden, Märchen, Gesängen, Gedichten, Aphorismen, Erzählungen und Schwänken, Gesprächen und Notizen der vielfältigen schriftlichen und mündlichen Kommunikationsprozesse innerhalb des fiktionalen Kosmos speist.[34]

Auch wenn außerordentlich viele Sprachordnungen, verbunden mit einer großen Anzahl von Erzählinstanzen,[35] das Romangeschehen narrativ auffächern und perspektivisch brechen, ist der (fiktive) »Redaktor«, der die verschiedenen (fiktiven) Textdokumente bearbeitet, die auffälligste Erscheinung. Tritt er auch kaum als individuelle Person hervor – allein zu einer früheren Theaterleidenschaft bekennt er sich verhalten (siehe 530) –, so verweist er doch mehrfach auf Absichten und Schwierigkeiten seiner Tätigkeit – zwar nicht so ausführlich wie in der ersten Fassung der *Wanderjahre*,[36] aber deutlich genug, um kenntlich zu machen, daß er sich mit

---

[34] Zur Mitteilungsproblematik in den *Wanderjahren* siehe Manfred Karnick: *Wilhelms Meisters Wanderjahre* oder die Kunst des Mittelbaren. Studien zum Problem der Verständigung in Goethes Altersepoche, München 1968; siehe auch Steffen Schneider: Archivpoetik. Die Funktion des Wissens in Goethes *Faust II*, Tübingen 2005, S. 74: »Die *Wanderjahre* stehen von Beginn an unter der Herrschaft der Schrift, die jede Repräsentation in eine Distanz rückt. Die Protagonisten sind unablässig mit der Lektüre von Novellen, dem Lesen und Schreiben von Briefen und anderen Textformen befaßt. Die Resultate dieses Schriftverkehrs bilden den Kern des Archivs, sie sind das hauptsächliche Material des Redaktors.«

[35] Zu den Struktureigentümlichkeiten des entsubjektivierten, diskontinuierlichen und multiperspektivischen Erzählens in den *Wanderjahren* siehe Norbert Christian Wolf: »Die Wesenheit des Objektes bedingt den Stil«. Zur Modernität des Erzählkonzepts in *Wilhelm Meisters Wanderjahren*, in: GJb 119 (2002), S. 52–65.

[36] Siehe insbes. FA 10, S. 127f. Dort skizziert der Redaktor seine quellengebundene Aufgabe wie folgt: »Denn wir haben die bedenkliche Aufgabe zu lösen, aus den mannigfaltigsten Papieren das Werteste und Wichtigste auszusuchen […]. Da liegen nun aber vor uns Tagebücher, mehr oder weniger ausführlich […]. Sogar fehlt es nicht an Heften der wirklichen Welt gewidmet, statistischen, technischen und sonst realen Inhalts. […] Alsdann begegnen uns Entwürfe, mit guter Einsicht und zu herrlichen Zwecken geschrieben […]. Eben so begegnen wir kleinen Anekdoten ohne Zusammenhang, schwer unter Rubriken zu bringen […]. Hie und da treffen wir auf ausgebildetere Erzählungen […]. Auch an Gedichten ist kein Mangel […]. Wenn wir also nicht, wie schon oft seit vielen Jahren, in diesem Geschäft abermals stocken sollen, so bleibt uns nichts übrig, als zu überliefern was wir besitzen, mitzuteilen was sich erhalten hat.« Siehe ebenfalls FA 10, S. 161f.

»Papieren die uns zur Redaktion vorliegen« (659)[37] beschäftigt, die er nicht nur als »Sammler und Ordner« (690) zusammenstellen, sondern auch als Lektor bearbeiten will. Im einzelnen spricht er davon, daß er »das […] ernste Geschäft eines treuen Referenten« (720) übernommen habe, der Informationen auswählt,[38] sie rafft,[39] aber auch dem Leser vorenthält,[40] oder diesen auf später vertröstet,[41] dabei sein Vorgehen erläutert[42] und sich einmal selbst »die Rechte des epischen Dichters [anmaßt]« (676), bei Gelegenheit Lesererwartungen anspricht,[43] an einer Stelle sogar eine Person am Vorlesen von »Papieren« hindert, da ansonsten das Didaktische das Literarische verdrängen würde (381f.), und hin und wieder auch auf eigene Faust recherchiert.[44] Volker Neuhaus ist zu dem Schluß gekommen, daß sich der Redaktor auf archiviertes Material »von ungefähr zwanzig fiktiven Personen [stützt], zu denen noch eine unbestimmbare Anzahl von Autoren tritt, denen die Aphorismen der beiden Sammlungen angehören.«[45] Und Klaus-Detlef Müller präzisierte überdies, der Redaktor habe nicht nur die Aufgabe übernommen, das vorhandene Textmaterial zu bearbeiten und zu collagieren, sondern er unterziehe »sich dieser Aufgabe ausdrücklich im Wissen um die poetologischen Grundsätze der Gattung und um die auf sie gerichteten Erwartungen des Publikums.«[46]

Allerdings bleibt festzuhalten, daß unzuverlässige Quellenlage und mangelhafte Datierung, punktuelle Informationen und heterogene Textsorten verhindern, daß der Redaktor der gewohnten Gattungsnorm nach-

---

[37] Schon früher kommt der Redaktor auf seine besondere Tätigkeit zu sprechen: »Die Papiere, die uns vorliegen, gedenken wir an einem andern Orte abdrucken zu lassen.« (FA 10, S. 381f.)

[38] Siehe FA 10, S. 346, 391, 464, 690, 723 und 727.

[39] Siehe ebd., S. 295, 419, 494 und 686.

[40] Siehe ebd., S. 478, 489, 620, 868, 690 und 721.

[41] Siehe ebd., S. 299, 381f., 389, 537 und 725.

[42] Siehe ebd., S. 515, 659 und 737.

[43] Siehe ebd., S. 381, 433, 477, 484, 490 und 726.

[44] Siehe ebd., S. 342, 720 und 728.

[45] Volker Neuhaus: Die Archivfiktion in *Wilhelm Meisters Wanderjahren*, in: Euphorion 62 (1968), S. 13–27, hier S. 25; siehe auch die detaillierte Darstellung von Gonthier-Louis Fink: Tagebuch, Redaktor und Autor. Erzählinstanz und Struktur in Goethes *Wilhelm Meisters Wanderjahren*, in: Recherches Germaniques 16 (1986), S. 7–54; Benedikt Jeßing: Konstruktion und Eingedenken. Zur Vermittlung von gesellschaftlicher Praxis und literarischer Form in Goethes *Wilhelm Meisters Wanderjahre* und Johnsons *Mutmassungen über Jakob*, Wiesbaden 1991, S. 112–125.

[46] Klaus-Detlef Müller: Lenardos Tagebuch. Zum Romanbegriff in Goethes *Wilhelm Meisters Wanderjahre*, in: DVjs 53 (1979), S. 275–299, hier S. 280.

kommt – was einem Kalkül Goethes entspringt. Dieser nämlich folgt ausweislich seiner vielen Schemata, Erklärungen und Bemerkungen einem genauen Konzept der Erwartungsenttäuschung. Wenn er seinen *Wanderjahren* formale Geschlossenheit verweigert, dann tut er das, um zu demonstrieren, daß diese im Zeichen der Moderne unmöglich geworden ist. Benedikt Jeßing konstatiert zu Recht:

> Die Romanwirklichkeit der *Wanderjahre* ist für den Herausgeber nur *vermittelt* präsent, sie erschließt sich ihm nur noch über *Texte*. Wirklichkeit kann nicht mehr unmittelbar erschlossen werden: Zwischen sie und den Einzelnen tritt das Medium Text. Wirklichkeit als Ganzes, als Einheit, wird abgelöst von der – unendlich erweiterbaren – Sammlung von Texten über Wirklichkeit, vom Archiv.[47]

Indem die *Wanderjahre* sich als Produkt vieler Erzählinstanzen und Textsorten und damit als »Überformung von schon Geformtem«[48] darstellen, verdeutlichen sie, daß mimetische Weltreferenz und dichterische Integrationsfähigkeit in der Moderne problematisch geworden sind. An ihre Stelle treten perspektivisch gebundene Zeichenordnungen, über die nicht mehr ein souveräner Erzähler verfügt; vielmehr bemüht sich ein Redaktor ohne rechten Erfolg, das heterogene Material zu einer geschlossenen Romanwelt zu homogenisieren.[49]

Sofern der Roman vorgibt, aus redigierten ›Textbausteinen‹ zu bestehen, dokumentiert er in seinem fiktiven Organisationsprinzip das für ihn signifikante Verhältnis von außerästhetischem Bezugssystem und ästhetischer Formierung. Auf diese Weise fingiert er in sich, was ihn tatsächlich als Kunstwerk auszeichnet: die ästhetische Transformation von Wissenskodifizierungen verschiedener Bild-, Körper-, Schrift- und Gedächtnisrepräsentationen. Die romanimmanente Archivfiktion spiegelt dergestalt wider, daß die *Wanderjahre* insgesamt kein geschlossenes Gebilde darstellen, sondern auf ein romanexternes ›Archiv‹ außerästhetischer Diskurse rekurrieren. Indem Goethe Elemente verschiedener gesellschaftlicher Sinnbereiche in den Dienst fiktionaler Gestaltung stellt, formt er ein ästhetisches Werk, das mit seiner realen Außenwelt in Übernahme und Distanz kommuniziert. Hierin gründet das deutungsbedürftige, geschicht-

---

47 Benedikt Jeßing: Konstruktion und Eingedenken, S. 121.

48 Klaus-Detlef Müller: Lenardos Tagebuch, S. 283.

49 In diesem Zusammenhang spricht Ehrhard Bahr in Anspielung auf Roland Barthes vom Tod des Autors. E. B.: The Novel as Archive. The Genesis, Reception, and Criticism of Goethe's *Wilhelm Meisters Wanderjahre*, Columbia 1998, S. 99–102; siehe Roland Barthes: Der Tod des Autors, in: Texte zur Theorie der Autorschaft, hrsg. von Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matias Martinez und Simone Winko, Stuttgart 2000, S. 185–193.

lich zu bestimmende Spannungsgefüge zwischen der ästhetischen Form und dem empirischen Gehalt des Romans, hierin gründet auch seine sich in thematischen Konstellationen entfaltende Erkenntnisleistung, die von derjenigen begrifflichen Denkens zu unterscheiden ist. Denn wenn Goethe Elemente aus zeitgenössischen Bedeutungszusammenhängen herauslöst und diese *im* Roman einer komplexen Bearbeitungsprozedur unterzieht, dann treten die vorgegebenen Diskursordnungen,[50] die durch Zielgerichtetheit, Folgerichtigkeit und Eindeutigkeit dem amorphen Wissen der Zeit in spezifischen Bereichen der Wirklichkeit die Bestimmtheit begrifflicher Fixierung und argumentativer Stringenz zu verleihen suchen, in den Hintergrund. Vor sie schiebt sich die ästhetische Ordnung des Romans, der mit Hilfe von Partikeln der außerästhetischen Umwelt ein Verweisungsgeflecht kreiert, das die Realitätsmomente durch Einordnung in einen fiktionalen Kosmos aus ihren diskursiv gesicherten Argumentationszusammenhängen löst und Deutungsanstrengungen aussetzt. So entsteht durch die Überführung des Gesellschaftlich-Faktischen ins Ästhetisch-Fiktionale ein Bedeutungsraum, der in seiner semantischen Differenz zu den aufgerufenen Bezugssystemen deren Problemüberhang interpretierbar macht, ohne ihn explizit zu benennen.

Folglich sind die *Wanderjahre* nicht bloß der passive Spiegel (Reflex) vorgegebener Ordnungen, sondern aktivierendes Medium der Auseinandersetzung mit ihnen (Reflexion); sie integrieren Wissensbestände der Vergangenheit und Gegenwart, um sie dem Rezipienten als Probleme zu präsentieren. Daher ist auch die Alternative, der zufolge entweder die Geschichte in der Literatur – so Peter Szondi[51] – oder die Literatur in der

---

[50] Unter Diskursordnung wird hierbei ein »System des Denkens und Argumentierens« verstanden, das »erstens durch einen gemeinsamen Redegegenstand, zweitens durch Regularitäten der Rede, drittens durch interdiskursive Relationen zu anderen Diskursen charakterisiert ist.« Michael Titzmann: Skizze einer integrativen Literaturgeschichte und ihres Ortes in einer Systematik der Literaturwissenschaft, in: Modelle des literarischen Strukturwandels, hrsg. von M. T., Tübingen 1991, S. 395–438, hier S. 406; siehe auch Ute Gerhard, Jürgen Link und Rolf Parr: Art.: Diskurs und Diskurstheorien, in: Metzler-Lexikon: Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe, hrsg. von Ansgar Nünning, Weimar [4]2008, S. 133–135.

[51] Siehe Peter Szondi, der behauptet, daß »einzig die Betrachtungsweise dem Kunstwerk ganz gerecht wird, welche die Geschichte im Kunstwerk, nicht aber die, die das Kunstwerk in der Geschichte zu sehen erlaubt.« Über poetologische Erkenntnis, in: P. S.: Hölderlin-Studien. Mit einem Traktat über philologische Erkenntnis, Frankfurt a. M. 1967, S. 9–30, hier S. 20.